



Bild oben links: Förster Paul Müller, genannt „Kappe-Müller“, der andere Förster war der „Hut-Müller“. Hier mit einem im Hirschgarten erlegten kranken Damhirsch.

Bild oben rechts: Zu den Pflegearbeiten der Frauen gehörte auch das Teeren der Spitzen an den kleinen Tannenbäumchen gegen Wildverbiss.

wir hier in Oberstedten (XXXIV)



So war es vor 50 bis 100 Jahren

„wir hier - in Oberstedten“ ist eine regelmäßig erscheinende Serie, die in Zusammenarbeit mit Erwin Herzberger (Manuskript), Zeitzeugen, den auf dieser Seite mit Anzeigen vertretenen Unternehmen und der Oberurseler Woche entsteht.

Die Beschreibung der Lebensverhältnisse im vorigen Jahrhundert, in einem Satz zusammengefasst, könnte lauten: Ständige Aufwärtsentwicklung in der zweiten, aber Mangel bis Armut, Entbehrung bis Not, Angst bis Entsetzen, harte Arbeit bei niedrigem Lohn für viele und auf lange Zeit in der ersten Hälfte.

Mit Zapfen, Reisig und Holz wurde in der Frühe das Feuer im Küchenherd entfacht; meist der einzige beheizte Raum. Es dauerte, bis das Wasser im „Schiff“ des Herdes warm war. Bei Eis und Schnee wurde die Asche gegen die Glätte gestreut und gegen im Haus eingefrorene Wasserleitungen setzte man die Lötampe ein. Das „Bad in der Wanne“, hier „Brenk“ genannt, konnten sich die Leute nur einmal in der Woche erlauben. Sie stand oft in der Küche auf dem schliwwrigen Holzboden – sonst, nur wenn man eine solche hatte, in der „Waschküche“. Eine Füllung musste meist nicht nur für ein Kind reichen. Notgedrungen beschlossen die Gemeindegremien im Jahr 1949, in den Kellerräumen der Schule ein „Volksbad“ mit vier Wannen- und fünf Brausebädern einzurichten, das bei dem enormen Wohnraumbedarf samstags auch von vielen aufgesucht wurde. Schließlich waren damals manche Häuser mit bis zu fünfmal mehr Personen bewohnt als heute.

Der „Waschtag“ bedeutete Schwerarbeit für die Wäscherin, die manchmal beim Kochen der Wäsche durch den Wasserdampf kaum noch zu sehen war. Auf dem Waschbock stand die Wäschbütt, der Wäschklopper (später Wäschestampfer), Waschzange, Waschbrett und Waschbürste sind den Alten noch bekannt. Bei günstigem Wetter ließ man die Wäsche auf der „Blaasch“ trocknen, im Winter gefror sie mitunter schon beim Aufhängen an der Leine. Unangenehm war, wenn sie gar in der Küche getrocknet werden musste, wie

manchmal über Nacht die am nächsten Morgen wieder benötigte Arbeitskleidung.

Arbeitsplätze gab es im Dorf von jeher nur wenige. Die meisten Arbeitnehmer liefen an sechs Tagen in der Woche zu den Werkstätten, hauptsächlich nach Oberursel (MO, Turner, Sensenfabrik, Stadermann und andere), bei einer täglichen Arbeitszeit von zwölf Stunden. Das war noch günstig im Vergleich zu jenen, die etwa im „Hedderheimer Kupferwerk“ beschäftigt waren. Johanna Gött erinnert sich, dass ihr Mann mit anderen die meiste Zeit des Jahres den Weg mit dem Fahrrad zurücklegte. Bei der Nachtschicht bewährte sich die Karbidlampe in der Dunkelheit. Nur im Winter benutzen die Männer die „24er Tram“. Manche fuhren mit ihrem „Veloziped“ noch weiter nach Frankfurt hinein, wie beispielsweise der Viktor Frey, der als Hilfsarbeiter den Lebensunterhalt für seine Familie zeitweise in Höchst verdiente.

Weit war der Weg zum Arbeitsplatz auch oft für die Waldarbeiter. Im Wald, im Hintertaus meist „Holzwald“ genannt, wurde den Männern und Frauen viel abverlangt. Der Holzeinschlag im Winter, damals noch mit der zweimännigen Trummsäge, bei manchmal morgens schon durchnässten Kleidern, bei Eiseskälte, war zudem für die Männer nicht ungefährlich. In der Essenspause wärmten sie sich dann an einem kleinen Feuer. Frühjahr und Herbst, das war die Zeit, in der die hiesigen Waldarbeiterinnen im Forstgarten Tannenwald zwischen Lindenweg und Hirschgarten, in den Pflanzgärten am Forsthaus Goldgrube, beim Frankfurter Forsthaus nahe den Mammutbäumen oder gar beim Fuchstanz, auf über 600 Meter Höhe gelegen, Kulturarbeiten verrichteten. Daher wurden sie auch Kulturarbeiterinnen genannt.

Johanna Gött: „Wir hatten uns um sechs Uhr beim Forsthaus Goldgrube einzufinden. Bei Arbeiten in den entfernten Revieren wurde nur die Arbeitszeit am jeweiligen Einsatzort, nicht aber der manchmal je zwei Stunden dauernde Hin- und Rückweg entlohnt!“ Zudem wurden früher Beiträge zur Sozialversicherung zum Nachteil der Beschäftigten oft nicht abgeführt.

Zweimal im Jahr kamen die „Zappeplicker“ nach Stedten, das waren etwa zehn Männer aus einem Ort bei Miltenberg am Main, am Fuß des Odenwaldes. Ungefähr vier Wochen logierten sie dann im Gasthaus „Zum Taunus“. Ihre Aufgabe war es, auf den von der Forstverwaltung ausgesuchten Bäumen die Zapfen zu ernten, aus denen der Samen für die Aufzucht in den Pflanzgärten gewonnen wurde. Gerade die aus den hiesigen Revieren sollen, der besonderen Qualität wegen, weit und breit geschätzt worden sein. Erst kamen sie im Herbst, um von den Birken die Fruchtzapfen (mitsamt dem Laub, anders ging es nicht) zu sammeln, die nach der Lagerung in der Wagner'schen Halle, wie alle anderen Zapfen auch, zur Samendarre Wolfgang bei Hanau gebracht wurden. Das zweite Mal erschienen sie im Winter und pflückten die Zapfen von den Nadelbäumen. In den hiesigen Distrikten wurden die meisten Zapfen von den Lärchen geerntet, wie Fritz Wagner aus Erfahrung weiß. der die Säcke mit dem Traktor aus dem Wald abgefahren hat. Er schätzt die Ernte auf einen Zentner pro Mann und Tag, die Entlohnung wurde nach der gesammelten Menge (nach Gewicht) berechnet. Mit Steigeisen an den Schuhen (andere als die der Telegraphenarbeiter) erkletterten die Männer die Bäume bis in die Wipfel und warfen die Zapfen in den umgehängten Sack. Oft brachten sie den abgeernteten Baum zum Schwingen und konnten so auf den nächsten

rüberspringen, wie die Augenzeugen Fritz Wagner, Karl Hisserich und Horst Klauer berichten. So ersparten sich die Pflücker den mühsamen Ab- und Aufstieg von Baum zu Baum. Es war eine gefährliche und deshalb auch gut bezahlte Arbeit. In kleineren Mengen wurden noch die Zapfen der Douglasien im Tannenwald und beim Akazienrondell, sowie die Zapfen der Thujabäume beim Forellengut geerntet (Karl Hisserich). Tagsüber kräftigten sich die Männer an den Schinkenbrotten und abends an den ansehnlichen Portionen bei der „Tante Anna“, zechten und sangen ihre Lieder, wie Zeitzeugen sich erinnern.

Oft war es die pure Not, die Männer zu Wilderern werden ließ und deshalb hatte ein Großteil der Bevölkerung dafür auch Verständnis. Man wusste es und schwieg. Solche, denen man besser aus dem Weg ging, gab es auch. Von hier wurde einer so gefürchtet, dass gar ein Förster um seine Versetzung gebeten haben soll. „Joule“ oder „Jaule“ war sein Beiname. „Ich guck noch meim Vieh!“ sagte er zu dem Fischzuchtmeister Heinrich Herzberger, wenn er abends am Forellengut vorbeiging, wie der Enkel Karl Hisserich weiß. Er und Horst Klauer wissen auch, dass er einem von einem Jagdgast geschossenen Hirsch schon den Kopf samt Geweih abgeschnitten hatte, ehe der zurück war, um das erlegte Wild abzuholen. Das Geweih verhökerte er im Dorf. Ob er mit dem Mord an dem elfjährigen Sohn des Landwirts Karl Hackel 1916 zu tun hatte, wurde nie geklärt, zumal es weitere Verdächtige gab. Der Junge war noch einmal ins Feld gegangen, um ein vergessenes Kleidungsstück zu holen und wurde erschossen. Man nahm an, dass der Schütze glaubte, Wild im Visier zu haben.



Links oben: Im Forstgarten Tannenwald, zwischen Lindenweg und Hirschgarten, sind bei den Kulturarbeiten viele Schweißtropfen geflossen. Zutreffend wurde die Anlage auch Pflanzgarten genannt.

Links unten: Ruhepause im Revier. Nur die reine Arbeitszeit am Einsatzort wurde früher entlohnt, nicht aber der mitunter je zweistündige Hin- und Rückweg, erinnert sich Frau Johanna Gött.